

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 48 (1991)

Heft: 2: Warum und zu welchem Ende inventarisieren und pflegen wir
Kulturgut?

Artikel: Denkmal- und Kulturpflege im Zeitalter der "Postmoderne"

Autor: Lüscher, Kurt

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-169137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Denkmal- und Kulturpflege im Zeitalter der «Postmoderne»*

von KURT LÜSCHER

1. Leben wir hierzulande noch in einer Industriegesellschaft oder schon in einer Dienstleistungsgesellschaft? In einer Fernseh-, Medien-, einer Informationsgesellschaft? Ist es eine Klassengesellschaft oder bereits eine klassenlose Gesellschaft? Eine solche, in der existenzielle Bedrohungen für alle in gleichem Mass gelten, also eine «Risiko-gesellschaft» (Beck)? Die Zahl der Etiketten ist noch lange nicht erschöpft: Abfallgesellschaft, Automobilgesellschaft, Multioptionengesellschaft – auch Kombinationen sind möglich wie jene, die neulich einer meiner Studenten vorgeschlagen hat: Wir leben, wie er meinte, in einer «androgynen Informationsgesellschaft mit postmaterialistischen Lebensstilenklaven». Für jedes Element dieser Bezeichnung liessen sich mehr oder weniger treffende Illustrationen geben. Zugleich markieren sie Widersprüche und Ambivalenzen unseres Zeitalters in unserem Alltag. Wie lassen sie sich – zumindest gedanklich – zusammenbringen?

Solches zu versuchen mag gewagt vorkommen, und wahrscheinlich noch gewagter, wenn nicht sogar abwegig mag tönen, wenn ich vorschlage, dafür den Begriff der «Postmoderne» beizuziehen. Ich habe in der Tat die Absicht, zu einer Art Ehrenrettung dieses vielgeschmähten Konzeptes auszuholen. Wohlverstanden, des Konzeptes und nicht der Philosophie oder der Erkenntnistheorie, die sich damit programmatisch identifiziert.

2. Vorbehalte werden oft schon wegen der scheinbar unmöglichen Konstruktion des Wortes angemeldet. Modern bedeute zeitgenössisch, aktuell; es sei ein Unding, zu reden, als ob die Gegenwart «ex post» beurteilt werden könne. Doch gerade dieser Anspruch besagt etwas, worauf das Konzept hinweisen will, was typisch für unsere gesellschaftliche Situation ist: eben das Bemühen, mit der in vielen Bereichen ausgesprochenen und unausgesprochenen Dominanz des Gegenwärtigen zugange zu kommen.

Wir stossen mittlerweile allenthalben auf das Thema. Die Literatur zur Zeittheorie hat Konjunktur. Für Lübke zeigt sich die Problematisierung der Gegenwart paradoxerweise in der «Intensität unserer Bemühungen, Vergangenes gegenwärtig zu halten, (die) historisch beispiellose Grade erreicht (hat)».¹ Helga Nowotny spricht von einem «unaufhaltsamen Verschwinden der Kategorie der Zukunft und ihrer Ersetzung durch etwas, das ich erstreckte Gegenwart nenne».² Gemeint ist, dass technologische Innovationen

heute ihren Wert nicht davon ableiten, welche Art von Zukunft sie ermöglichen, sondern davon, zu welchen weiteren Innovationen sie hinführen. Darum sind sie, kaum auf dem Markt, bereits veraltet, noch bevor sie überhaupt genutzt werden können. Das praktische Paradigma liefert der Computer. Er ist ja nicht irgendein Gerät, sondern eine Technologie, welche den Kern menschlicher Vergesellschaftung verändert: Kommunikation. Die alltäglichen Erfahrungen der scheinbar beliebigen Zerstückelung von Information, der ebenso beliebigen Abrufbarkeit und der neuen Synthesen prägt wahrscheinlich unser Lebens- und unser Zeitgefühl bereits mehr als wir uns einzugestehen vermögen.

3. Dieser Obsession mit der Gegenwart entsprechen soziologisch zwei Bedingungen, die das menschliche Denken und Handeln prägen: Pluralität und Individualismus.

Mit Pluralität verbinde ich in meiner soziologischen Arbeit folgende Überlegungen. Ein dominantes Thema der Moderne als Epoche, also jener zivilisatorischen Entwicklungen, die in westlichen Gesellschaften aus der Verbindung von Industrialisierung, Aufklärung und nationalstaatlicher Organisation des Zusammenlebens entstanden ist, besteht darin, dass sie Prozesse der Differenzierung in Gang gesetzt hat. Sie setzten sich, anscheinend unaufhaltsam, in allen Bereichen des Lebens durch:

In der Organisation der Arbeit von der industriellen Fertigung bis hin zur minutiösen Steuerung der Abläufe durch den Computer. In der Organisation des Wissens durch die Unterscheidung von Grundformen der Erkenntnis bis hin zu den Spezialisierungen im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb. In der Organisation des Staates von der Gewaltentrennung bis zu den sich beinahe unkontrolliert vermehrenden Zellen der Bürokratien in Staat und Wirtschaft, wo sie häufig beschönigend Dienstleistungsunternehmen genannt werden.

Einer der letzten gesellschaftlichen Bereiche, den die damit einhergehende Differenzierung von Rollen und Rollenerwartungen erreicht hat, ist die Familie. Daran zeigt sich, dass die Pluralität der Lebensformen alle Bereiche des Alltags einschliesst. Ich zögere denn auch nicht, mittlerweile von «postmodernen» Familien zu sprechen.³ Damit ist gemeint, dass die Möglichkeit, ein weites Spektrum vielfältiger Lebensstile und Lebensläufe zu bedenken und sie zu realisieren, einem Grossteil der Menschen gegeben ist,

ihnen auch mehr oder weniger bewusst und vertraut ist, kurz: Pluralität ist heute alltäglich «erfahrbar».

4. Den auf der Ebene sozialer Strukturen und Organisationen ablaufenden Prozessen der Pluralisierung entsprechen auf der Ebene des Handelns die Prozesse der Individualisierung. Auch dieser Begriff wird in zahlreichen Bedeutungen verwendet. Hier soll er, kurz gesagt, für die Auffassung stehen, dass der einzelne Mensch ein Bewusstsein seiner selbst als Person zu entwickeln vermag, das für ihn lebenslänglich zu einem wichtigen Orientierungspunkt seines ganzen Tuns wird. Er fühlt zu einem erheblichen Teil sich selbst verantwortlich. Er sieht und interpretiert seinen Lebenslauf als seine ihm eigene Biographie.

Individualisierung ist selbstverständlich ein Thema der Moderne als Epoche im eben umschriebenen Sinn. Jedem Menschen, so ein zentraler Punkt ihres politischen Programmes, steht – wie es etwa das Bonner Grundgesetz formuliert – «das Recht auf die freie Entfaltung der Persönlichkeit (zu), soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmässige Ordnung oder das Sittengesetz verstösst» (GG Art. 2 Absatz 1). Das praktische Programm dieser Emanzipation hat sich im Einzelnen noch nicht vollständig durchgesetzt. Man denke an die Rollen der Frauen. Insofern ist das «Projekt der Moderne» noch in Gang. Gleichzeitig gibt es Bereiche ohne Pluralismus.

Doch die Zeichen mehren sich, dass die Entwicklungen dort, wo sie am weitesten fortgeschritten sind, an Grenzen stossen. Individualität wird zunehmend problematisiert. Es wird geltend gemacht, sie radikalisiere sich zu einem puren Egoismus, und die Bereitschaft zu solidarischem Handeln gehe rapide zurück.⁴

5. Staat und Wirtschaft vermitteln den Eindruck «mächtiger Unübersichtlichkeit». Viele Menschen haben darum das Gefühl, den Verwaltungen und den Unternehmen ausgeliefert zu sein, nicht zuletzt den Banken und anderen sogenannten Dienstleistungsbetrieben. Im Wissenschaftsbetrieb, wird geklagt, geht ob der Beschäftigung mit dem Detail der Blick für das Ganze verloren. Immer wieder wird eine grenzüberschreitende Interdisziplinarität beschworen; doch nur selten lässt sie sich realisieren. In der persönlichen Lebensführung verweisen Optionen nicht nur auf Freiräume, sondern erfordern permanentes Entscheiden. Zum Beispiel werden Heirat und Elternschaft nicht selbstverständlich und orientiert an Brauch und Sitte geregelt, sondern in oft langwierigen Prozessen erwogen.

Für eine freie Entfaltung der Person gibt es eine grosse Zahl von Angeboten, die oft penetrant an den einzelnen herangetragen werden. Viele geben sich grundsätzlich und eröffnen religiöse oder andere Alternativen der Lebensführung oder führen zu abrupten Brüchen in den Biographien. Andere sind banal, etwa die unzähligen Werbebotschaften, die jedoch bezeichnenderweise voll von Verheissungen sind. Irgendwo dazwischen liegt das reiche Angebot an Veranstaltungen zur «Selbstverwirklichung»

in Kursen, in Seminaren, in Therapien und nicht zuletzt mit eigenem künstlerischen Tun. – Nicht von ungefähr wachsen in einer ländlichen Gegend wie dem Thurgau die Galerien wie Pilze aus dem Boden.

Alles in allem gibt es viele Indizien dafür, dass die freie Entfaltung der Person in unserer Gegenwart teils Chance, teils aber auch Pflicht, jedenfalls eine von allen zu erbringende Leistung ist. Als solche wird sie unablässig gewertet und gemessen. An Massstäben fehlt es nicht. Die Medien bringen sie permanent ins Haus: im Kult, der mit den Spitzensportlern, den Spitzeninterpreten, den Spitzenwissenschaftlern, den Spitzenpolitikern getrieben wird. Sie werden uns bezeichnenderweise immer auch als Menschen nahegebracht. Persönliches, Politisches und Öffentliches verschmelzen. Spiegelbildlich dazu entfaltet sich ein unerstättliches Interesse an Enthüllung, an Entlarvung.

6. Ich möchte zur theoretischen Vertiefung dieser Sachverhalte den Begriff der Perspektive beiziehen, den ich einerseits vom amerikanischen Pragmatisten G. H. Mead, andererseits, als Metapher, von der Kunstgeschichte übernehme, aber auch analytisch verwende.⁵ Die Argumentation lautet wie folgt: Dem einzelnen werden immer mehr Perspektiven der Lebensgestaltung eröffnet. So gesehen, leben wir in einem Zeitalter der Multiperspektivik, eine Beobachtung, die in der Literatur bereits seit längerer Zeit erarbeitet worden ist und mittlerweile in Film und Fernsehen zu einem selbstverständlichen Mittel der Darstellung geworden ist.⁶

Wenn wir nun in die Überlegung miteinbeziehen, dass der Begriff der Perspektive nicht nur die Sichtweise bezeichnet, sondern auch den Standort miteinbezieht, der ihr angemessen ist, dann folgt, dass eine Vielfalt von Perspektiven eine ebensolche Vielfalt von Standorten einschliesst. Handlungstheoretisch kommt damit das Verständnis des einzelnen als Person ins Spiel. Ist das Subjekt in der Erfahrung einer Vielzahl von Standorten stets dasselbe oder ein sich wandelndes? Worin besteht seine personale Identität überhaupt? Wie kann es sich ihrer und d. h. seiner selbst vergewissern? Muss es dies unter gesellschaftlichen Bedingungen der Multiperspektivik nicht unablässig tun? Die Fragen stellen heisst, sie beantworten.

Der anspruchsvollen Aufgabe, seine Identität zu definieren, kann sich der einzelne heutzutage kaum entziehen. Er muss dies tun angesichts der Erfahrungen, die ihm im Alltag aufgedrängt werden. Dazu gehört der gegenwärtige Kulturbetrieb, in dem z. B. Festivals aller Art geballt Vergangenes vergegenwärtigen und eine noch komplexere Zukunft entwerfen.

Gerade hier nun hat meines Erachtens das Konzept der «Postmoderne» seinen gesellschaftstheoretischen Platz: als Sammelbegriff für ein Denken und für kulturelle Manifestationen, welche die Erfahrungen einer universalen Pluralisierung und einer permanenten Persönlichkeits- bzw. Identitätssuche problematisieren. Damit werden dominante Themen der Moderne in Frage gestellt. Wo das überlegt geschieht, wird gleichzeitig signalisiert, dass die

Anliegen der Moderne teils noch nicht erfüllt sind, teils aber aus ihrer Erfüllung sich neue Ungewissheiten ergeben. In Blick kommen auf der Ebene sozialer Strukturen strukturelle Widersprüche, denen Ambivalenzen auf der Ebene des persönlichen Handelns entsprechen. Das beste Beispiel ist wiederum die Emanzipation der Frau.

7. Spätestens an dieser Stelle ist die Herkunft des Konzeptes der Postmoderne ins Spiel zu bringen. Sie reicht, was das Wort betrifft, wie Welsch⁷ zeigt, bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts zurück. 1947 taucht es bei Arnold Toynbee auf. Von dort wurde der Ausdruck, mit veränderter Bedeutung, in die amerikanische Literaturkritik der späten 50er Jahre übernommen. Diese nordamerikanische Erbschaft ist wichtig, denn sie erinnert daran, dass postmodernes Denken aus der Erfahrung radikaler Gegensätze hervorgegangen ist, wie sie im kulturellen Schaffen und im Alltag wohl nirgendwo so weitreichend und so tief sind wie in den USA (und hier wiederum in Kalifornien). Postmoderne thematisiert «juxtaposition», die Gleichzeitigkeit der Extreme (so sinngemäss auch Gitlin).⁸

Nicht weniger bedeutsam ist der Umstand, dass es sich um einen Begriff der Kritik, um ein Instrument der Inter-

pretation handelt. In seiner heute weitverbreiteten Anwendung auf die Architektur, initiiert Mitte der 70er Jahre durch Jencks, und einer damit einhergehenden Veralltäglichen verzettelte sich der Sprachgebrauch. Der Begriff wurde verstanden, als ob er eine Beliebigkeit im Umgang mit Materialien und Stilen ausdrücke oder dies gar legitimieren soll. Gleiches gilt für seinen Einzug in die Kunst und die Musik.

Wir sollten darum unterscheiden zwischen einer elaborierten (reflektierten) und einer naiven (opportunistischen) Postmoderne. Beispiele für Werke der ersten Kategorie sind, um einige wenige zu nennen, Stirlings Neubau der Stuttgarter Staatsgalerie, die Bilder von Rauschenberg, die Musikpraxis des Kronos Quartetts, die Schriften von Calvino. In verschiedener Hinsicht trägt auch die Architektur der Universität Konstanz Züge einer elaborierten Postmoderne (Abb. 1). Was die zweite Kategorie betrifft, stoßen wir auf sie in vielen Neubauten, beispielsweise das Einkaufszentrum am östlichen Dorfeingang von Wein- felden (Abb. 2), oder auf der Fahrt durch die Laube in Konstanz die der Brunnenplastik von Lenk; jeder von uns könnte weitere Ärgernisse dieser Art nennen. Ihnen fehlt der kreative und selbstkritische Umgang mit Pluralität;



Abb. 1 Universität Konstanz, Aussenansicht.



Abb.2 Einkaufszentrum Amriswilerstrasse, Weinfelden TG.

ebensowenig drücken sie aus, dass Widersprüche und Ambivalenzen zu permanenter und zugleich offenerer Auseinandersetzung und Deutung auffordern. Statt dessen gilt «everything goes», oder es wird eine bestimmte Interpretation forciert: das öffentliche Ärgernis.

Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung ist Postmoderne für mich somit ein Konzept der Analyse, das dort am Platz ist, wo die Problematik der Pluralisierung von Lebensverhältnissen, der Vielfalt von Optionen und korrespondierend dazu die Problematik der Identitätsfindung in unserer Zeit angesprochen werden und wo versucht wird, dieser Thematik gestalterischen Ausdruck zu verleihen.

8. Es lässt sich nun einwenden, diese Fragen seien nicht neu, sondern bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts in den Werken der Philosophie (etwa von Simmel), der Literatur (von Joyce und Musil) und der Kunst (Dada) angesprochen worden. In der Tat besteht eine Affinität zwischen der Postmoderne der 80er und der Moderne der 20er Jahre. Doch gibt es entscheidende Unterschiede. Sie liegen in der Veralltäglichen von Pluralität und Individualität. Nicht mehr nur den sensiblen Intellektuellen und Künstlern sind sie Thema und Problem, sondern sie sind heute im Erfahrungsbereich aller. Die Medien der sogenannten Massenkommunikation vermitteln jedermann unablässig und aufdringlich Botschaften und Erfahrungen, die für Individualisierung und Pluralisierung im grossen und im kleinen stehen. Von einer Pluralisierung der Familienformen etwa hat zu Beginn unseres Jahrhunderts noch kaum jemand

gesprochen. Heute handelt es sich um ein Schlagwort der familienpolitischen Debatten, das mit zahlreichen Beispielen in den Medien veranschaulicht wird. Die Norm liegt im Verzicht auf Vorstellungen von Normalität, und selbst dies ist nicht mehr geltende Norm.

Stünde die Zeit dazu zur Verfügung, wäre es nicht schwer, den Nachweis dafür zu leisten, wie das Lebensgefühl der Postmoderne in ihren elaborierten und naiven Formen massgeblich durch das Fernsehen und die von ihm eingeleiteten Veränderungen unserer alltäglichen Kommunikation gefördert worden ist. Auf einen einfachen Nenner gebracht und im Anschluss an Meyrowitz's Überlegungen zur «Fernsehgesellschaft» formuliert: Das Fernsehen hat unseren «Ortssinn» verändert, mehr noch, uns darin verunsichert.⁹ Es hat die Schranken von Öffentlichkeit und Privatheit in der Produktion, in seinen Inhalten und in der Rezeption abgebaut. Es dringt in die privatesten Bereiche von Berühmtheiten ebenso ein wie in diejenigen der Leute von der Strasse, die sich naiv in irgendwelche Spiele mit versteckten Kameras einlassen. Es kennt keine Grenzen für die fremden Welten, die es in die Wohnstuben transportiert. Es unterscheidet in der Praxis nicht zwischen jungen und alten Zuschauern. Ihnen allen eröffnet es – im Guten wie im Schlechten – neue Perspektiven, verschafft den Eindruck permanenter Multiperspektivik. Obendrein ermöglicht die Fernbedienung, eine unscheinbare, aber weitreichende Erfindung, das «zapping», den sekundenschnellen Sprung von einer Ansicht zur anderen, von einer Welt mit all ihren Identitätsangeboten zur anderen. Dies wiederum ist von Belang für das alltägliche Zeitgefühl.

Die Medien schaffen, verstärken oder begünstigen also Lebensbedingungen einer alle Bereiche des Alltages durchdringenden Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (Beispiel: Musik), einer unendlichen Vielfalt möglicher Lebensweisen (Beispiel: Serien und Dokumentation) und einer permanenten Aufforderung zur Persönlichkeitsentwicklung und Selbstverwirklichung (Beispiele: Werbung, Lebensberatung, talk shows).

9. Eine Analyse der Medieninhalte und der Medienwirkungen lässt nun aber auch erkennen, worin die Reaktionen auf die alles in allem hohen und gegenüber früher, was das Verständnis von Identität betrifft, wohl gestiegenen Anfor-

10. Nun habe ich in meinen Ausführungen das Konzept der Postmoderne in zweierlei Weise verwendet. Ich habe mich auf seine Herkunft in der Literatur-, Architektur- und Kunstkritik bezogen, und ich habe es für die soziologische Zeitdiagnose genutzt. Damit will ich den Doppelcharakter des Konzeptes hervorheben. Die Postmoderne als Thema der Kulturanalyse ist von der Postmoderne als Gesellschaftsanalyse nicht zu trennen. Dieser Verknüpfung entspricht die vermehrte Zuwendung zu Semiotik und Pragmatik, um nicht zu sagen die Soziologisierung der Kunstwissenschaften ebenso wie das neue Interesse an Kultur in den Gesellschaftswissenschaften und – wichtiger noch – in der gesellschaftlichen Praxis. Hier ist als das wohl



Abb. 3 Haus Affentranger, Amriswil-Schrofen TG, vor der Restaurierung, Juni 1982.

derungen der gegenwärtigen Zeit sind. Da ist zum ersten die Flucht in die Geschäftigkeit des Trivialen, die grosse Gleichgültigkeit. Da droht des weiteren die Unterwerfung unter das Diktat einer neuen, alles umfassenden Rationalität, derjenigen des wirtschaftlichen Handelns. Ferner mehren sich die Angebote für fundamentalistische Weltanschauungen, die dem einzelnen anbieten, seine Individualität neuen Identitäten zu unterwerfen.

Hier gewinnen die Botschaften der Postmoderne eine politische Dimension. Sie lassen sich noch nicht unbedingt in den Unterschieden der parteipolitischen Praxis erkennen, eher wohl im Fehlen solcher Unterschiede. In den Horizont hingegen rücken die Gefahren für die Offenheit des Denkens, für die Offenheit der Gesellschaft. Allmählich wird deutlich, wie schwer Pluralismus, Widersprüche und Ambivalenzen im Alltag auszuhalten sind.

auffälligste Phänomen der kometenhafte Aufstieg des sogenannten «Sponsoring» zu nennen. Doch auch die Politik hat die Kultur entdeckt, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen ihrer Tragweite für das, was m.E. die Debatte der Postmoderne aufdeckt, nämlich der sozialen Bedeutung von Kultur im Umgang mit Pluralität und mit Individualität, eingeschlossen ihrer Problematisierung.

11. Wenn es nun darum geht zu erörtern, welche Relevanz das Stichwort der Postmoderne in seiner doppelten Bedeutung hat und was die damit gemeinten Sachverhalte für die Arbeit der Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger, der Kunstwissenschaftlerinnen und Kunstwissenschaftler bedeuten, kann ich mich nicht auf eigene wissenschaftliche Arbeit stützen, nicht einmal auf eine nähere Kenntnis der Literatur. Ich bin auf alltägliches Beobachten

und auf Vermutungen angewiesen. Mit der gebotenen Zurückhaltung will ich sie abschliessend vortragen, eigentlich eher als Fragen denn als Feststellungen, keinesfalls als Empfehlungen, sondern höchstens als Erwartungen.

12. Zunächst folgere ich aus meinen Überlegungen: Denkmalpflege (und angewandte Kunstwissenschaft) geschehen unter gesellschaftlichen Bedingungen der Postmoderne, und sie sind ein Stück postmoderner Kultur.

An einem thurgauischen Beispiel festgemacht: Das wieder instandgestellte Bohlenständerhaus im Schrofen in Oberaach ist ein Stück postmoderner Kultur, ob wir es

erschwert den Kampf um Erhaltenswertes. Doch die Öffnung liess auch die Alltagskultur in neuem Licht erscheinen, die Zeugen des Lebens der kleinen Leute. Die Denkmalpflege hat hier einen wichtigen Beitrag zu einem Stück echter kultureller Demokratisierung geleistet (selbst wenn diese Bezeichnung nicht willkommen sein dürfte). Ich hoffe, dass diese Impulse auch in Zukunft bleiben. Sie tragen zu einer lebendigen Vielfalt bei und bauen die Residuen eines klassenbezogenen Verständnisses von Kultur ab. *In diesem Sinne wünsche ich mir eine unkonventionelle Denkmal- und Kulturpflege.*

Ich vermute und hoffe weiterhin, dass vielen die Versuche der ideologischen Vereinnahmung von Kultur und

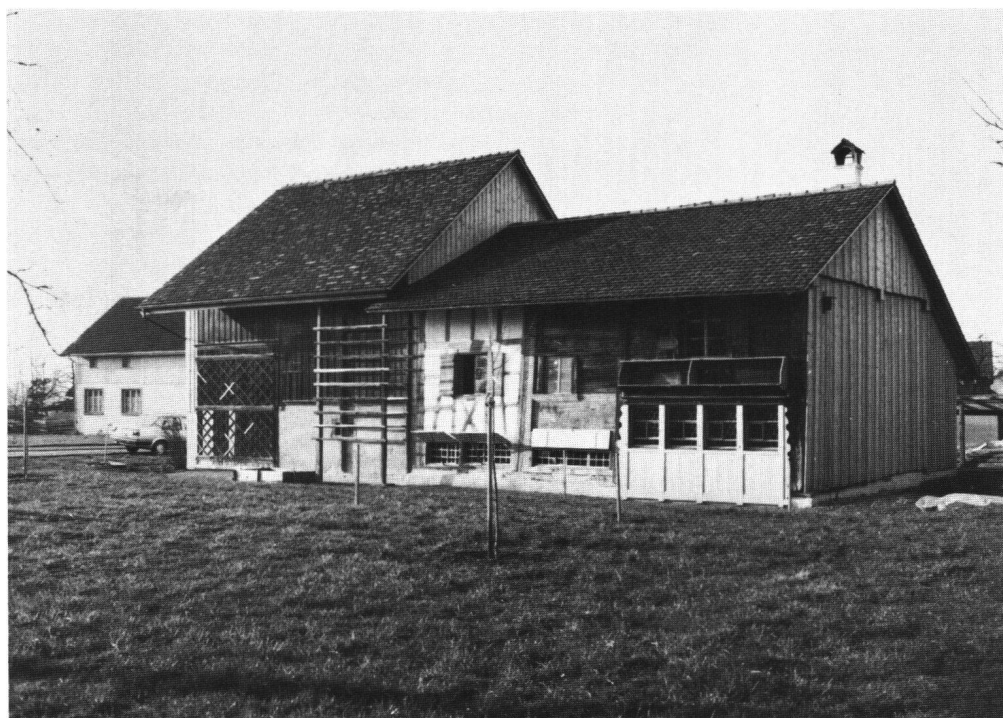


Abb. 4 Haus Affentranger, Amriswil-Schrofen TG, nach der Restaurierung.

wahrhaben wollen oder nicht (Abb. 3/4). Es steht, seiner ursprünglichen Funktion entkleidet, an der vielbefahrenen Kantonsstrasse Kreuzlingen – St. Gallen. Kommt man von Norden, fährt man zunächst durch ein Dorf, dessen Kennzeichen, nach dem Brand des «Goldenen Löwen», eine Garage und zusätzlich viele Parkplätze sind. Sie verleihen Oberaach Züge nordamerikanischer Einfallstrassen. Dann stösst man unvermittelt auf den Zeugen einer vergangenen Welt, seinerzeit von Leuten ohne besonderes Ansehen bewohnt. Elaborierte oder naive Postmoderne? Ich tendiere zum positiven Urteil.

Ich vermute, dass sich an einem Projekt wie diesem wichtige Spannungsfelder der denkmalpflegerischen Arbeit zeigen. Die Vielfalt der Verständnisse von Kultur hat neue Tore aufgetan. Wahrscheinlich ist es da oft schwierig, die Qualitäten von Kulturgütern zu begründen. Das

Denkmälern aufstossen. Ich denke dabei an die im Blick auf 1991 sicher an Zahl zunehmenden Bestrebungen, die Schwierigkeiten der Orientierung in unserer Zeit durch einen neuen Nationalismus zu überwinden, für den Kunst und Kultur Objekte der Identifikation anbieten sollen. Nicht der Patriotismus als solcher macht mir dabei Sorge, sondern die mit ihm einhergehende Beschränkung des Horizontes und die Einengung des Denkens und Handelns. Das Stichwort «Konsequenzen der Postmoderne» macht auf die Versuchung der neuen Fundamentalismen aufmerksam. *Ich wünsche mir darum eine unpatriotische Denkmal- und Kulturpflege.*¹⁰

Weiterhin vermute ich, dass die Zumutungen einer wirtschaftlichen Instrumentalisierung der Kulturarbeit immer grösser werden. Vielleicht sind es nicht mehr so sehr die rabiaten Abbrüche, die Sorge bereiten, obwohl sie, wie die

einschlägige Rubrik der Zeitschrift «Unsere Kunstdenkmäler» zeigt, nach wie vor vorkommen. Mehr noch fürchte ich mich vor dem Angebot vergoldeter Kompromisse und vor den schleichenden Auswirkungen des Sponsoring, so dass wir eines Tages vor «faits accomplis» einer Einengung kultureller und künstlerischer Freiheit stehen, jedenfalls in Debatten über Grenzen der Toleranz verwickelt werden (Marktplatz Basel lässt grüssen). Nicht weniger bedenklich sind die sekundären Verflechtungen des Sponsoring, die uns in den USA vor Augen geführt werden: Eine manipulierte öffentliche Meinung gibt ihr diffuses Missbehagen über unkonventionelle Projekte in Boykotten der unterstützenden Firmen kund.¹¹ Doch wollen wir gleichzeitig anerkennen, dass die Problematik erkannt und in den kritischen Medien offengelegt wird. Bleibt zu hoffen, dass dieser kritische Diskurs nicht erlahmt. *In diesem Sinne wünsche ich mir eine provokative, eine aufmüpfige Denkmalpflege.*

13. Ich habe eingangs darauf hingewiesen, wie vielfältig die Versuche sind, unsere Gegenwart zu deuten und zu verstehen. Die Debatten um die Postmoderne, wird das Konzept analytisch verwendet, lassen uns die Gründe dieser Vieldeutigkeit erkennen. Es ist eine Illusion zu

meinen, wir könnten hinter sie zurückgehen. Wir müssen uns den Widersprüchen und Ambivalenzen unserer Zeit stellen. Sie liegen ebenso sehr in ihren materiellen wie in ihren geistigen Bedingungen. Darum wird heute zu Recht die gesellschaftspolitische Tragweite der Kultur debattiert.

Doch es darf nicht beim Reden bleiben. Wir brauchen praktische Anstrengungen. Hier sehe ich eine besondere Chance für diejenigen, deren Beruf die Pflege alter und neuer Kulturgüter ist, denn Pflege ist Interpretation und materieller Umgang zugleich. Sie ist Theorie und Praxis.¹² *Ich wünsche mir darum nicht nur eine unkonventionelle, eine unpatriotische und eine provokative, sondern im besten Sinne des Wortes eine kreative Denkmal- und Kulturpflege: auf dem Weg von der Postmoderne zu einer neuen Moderne.*

ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 1: Foto: Pressestelle, Universität Konstanz.

Abb. 2, 4: Archiv Denkmalpflege und Inventarisierung, Frauenfeld (Fotos: J. Ganz).

Abb. 3: Archiv Denkmalpflege und Inventarisierung, Frauenfeld (Foto: K. Keller).

ANMERKUNGEN

* Ich widme diesen Text meinen Söhnen Michael und Markus, die ihrerseits, jeder auf seine Weise, gerade in den Wochen, in denen ich daran arbeitete, mit der Thematik befasst waren und es noch sind.

¹ HERMANN LÜBBE, *Der verkürzte Aufenthalt in der Gegenwart. Wandlungen des Geschichtsverständnisses*, in: P. Kemper (Hrsg.), *Postmoderne oder der Kampf um die Zukunft*, Frankfurt am Main 1988, S. 145.

² HELGA NOWOTNY, *Eigenzeit*, Frankfurt a. M. 1989, S. 9.

³ KURT LÜSCHER / FRANZ SCHULTHEIS / MICHAEL WEHRSPAUN (Hrsg.), *Die «postmoderne» Familie. Familiäre Strategien in einer Zeit des gesellschaftlichen Überganges*, Konstanz 1988.

⁴ Siehe zum Beispiel ROBERT A. BELLAH ET AL., *Gewohnheiten des Herzens*, Köln 1987, wo auch das Konzept des «radikalen Individualismus» (am Beispiel der Verhältnisse in den USA) diskutiert wird.

⁵ KURT LÜSCHER, *The Social Reality of Perspectives. On G. H. Mead's Potential for the Analysis of Contemporary Societies*, Symbolic Interaction, 1990, S. 1-18.

⁶ VIKTOR NEUHAUS, *Typen multiperspektivischen Erzählens*, Köln 1971.

⁷ WOLFGANG WELSCH, «Postmoderne». *Genealogie und Bedeutung eines umstrittenen Begriffes*, in: Kemper (vgl. Anm. 1), S. 9-36. – M. KOEHLER, *Postmodernismus: Ein begriffsgeschichtlicher Überblick*, Amerikastudien 1977, S. 8-18.

⁸ TODD GITLIN, *Postmodernism: Roots and Politics*, Dissent. Winter 1989, S. 100-108.

⁹ JOSUAH MEYROWITZ, *No Sense of Place*, London 1985, deutsch: *Die Fernsehgesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter*, Weinheim 1987.

¹⁰ Zu bedenken ist etwa, dass die Denkmalpflege, indem sie mit guten Gründen der Idee der «Heimat» verbunden ist, missverstanden (und missbraucht) werden kann, um Argumente gegen das Fremde (und die Fremden) zu liefern.

¹¹ KATHARINA HEGEWISCH, *Druck erzeugt Gegendruck. Amerikas Kunst politisiert sich / Ausstellung im Whitney Museum*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.11.1990, S. 33. – HERBERT I. SCHILLER, *Kultursponsoring in den USA*, in: Media Perspektiven 11/1990, S. 730-736. Er vertritt die Auffassung: «Wenn nationale Kultur- und Kommunikationsinstitutionen gezwungen werden, sich für ihre Basisfinanzierung auf den Unternehmenssponsor zu stützen, ist das öffentliche Wohl gefährdet» (S. 735).

¹² Was ich als Aussenstehender nur anzudeuten vermochte, finde ich im Bezug etwa auf die Rolle der Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger sowie die Bedeutung von «Zeit» für das Verständnis ihrer Arbeit prägnant formuliert in zwei Aufsätzen, die mir Albert Knoepfli im Anschluss an die Weinfelder Tagung zugestellt hat, zu verstehen wohl auch als Aufforderung, das interdisziplinäre Gespräch fortzusetzen: ALBERT KNOEPFLI, *Kompass und Stolperstein in der Partnerschaft?*, in: *Unsere Kunstdenkmäler* 36, 1985, S. 382-387, und ALBERT KNOEPFLI, *Dem vergänglichen Dauer verleihen*, in: *Das Denkmal und seine Zeit*. Festschrift für Alfred A. Schmid, Luzern 1990, S. 18-38.